Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 43

Artikel: Drei Leben [Fortsetzung]

Autor: Trabold, Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644127

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 21. Oktober

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Herbstsonntag.

Von Walter Morf.

Ein goldnes Licht ruht in den Gärten
Auf Blumenbeeten und auf schweren Zweigen,
Ein wunschlos Träumen nach den heißen Tagen,
Nach Wolkenkampf, ein heilig Schweigen.

Dich, schöner Tag, möcht' ich vergleichen
Mit einem warmen, stillen Sterneleuchten,
Wenn sich nach schwerster Stunde Ueberwinden
Im Mutterglück die Augen feuchten.

Drei Leben.

Eine Novelle. Von Rudolf Trabold. 12

Es war wirklich ein Wunderbares, welche Sprache der Mann dort hinten im Schatten der Sängerlaube führte. Seine Geige erzählte vom Schmerz, der die Menschenseele überfällt, sie martert, quält, gegen den sie ohnmächtig ankämpft, bis sie endlich unterliegt: besiegt, gedemütigt, ermattet ohne Klage. Aber im großen Leid wird das Herz stark, es lernt überwinden. Es kommt die Stunde, wo es sich im Panzer der Auflehnung gegen den Feind erhebt. Nun ringt es verzweifelt, siegen oder untergehen will es. Und es siegt! Mit der Freude sich vermählend, steigt es auf, empor zur Sonne, jauchzend, jubelnd. Aber wenn es untergeht — —. Welch ergreifende Musik war es, die der Geiger seinem Saitenspiel entlockte: Leidenschaften, die das Herz verzehren, sengende Flammen, rasender Sturm, rollende Gewitter — aber auch inniger Liebesfang, warmer Frühlingsregen auf knospendes Grün triefend.

Die Orgel läutete mit Kirchenglocken, dazu sangen Kinderstimmen ein Halleluja. Nauber war ganz versunken in Träumen, er hatte vergessen, wo er sich befand. An seinem Auge zog eine singende Kinderschar vorüber. Er hörte die Orgel, die wie Glockentöne an sein Ohr drang. Er spielte mit langen, weichen Bogenstrichen das Finale. Im Saale lauschte Morner der Musik wie einer himmlischen Offenbarung.

Geige und Orgel schwiegen. Nauber stand noch einige Sekunden, als lausche er auf etwas. Die absolute Stille war wunderbar jetzt, kein Beifallssturm erschreckte ihn hier wie sonst im Konzertsaal. Vor seiner Phantasie schwebte noch ein schönes Bild — er seufzte tief, reckte sich aber gleich empor. Lydia hatte seine Hand ergriffen und innig gedrückt. Er erwiderte den Händedruck dieses Weibes, das er wie kein zweites verehrte; denn er hatte seine Mutter nie gekannt und eine Schwester nie besessen. Er sah sie mit seinen großen dunklen Augen lächelnd an. Lydia stand wie in einer Verzückung. Sie sprachen kein Wort, doch sie verstanden sich, diese beiden eigenen Künstlerseelen. Der Geiger verließ den Saal fast unbemerkt durch eine kleine Türe, Lydia aber ging hinunter zu ihren Gästen. Sie entschuldigte Nauber, der sich zurückgezogen. Der Graf, der mit dem Geiger seit Jahren intim befreundet, sagte nur: „Nauber ist ein Begnadeter!"

Auch Morner und Retten verließen bald die Villa und trennten sich an der nächsten Ecke. Retten war bald zu Hause. Aber der Arzt hatte einen ziemlich langen Weg, den er meist auf dem Rad in Eile zurücklegte und der ihm unter andern Umständen endlos vorgekommen wäre. Sein Gehirn war so voll von den gewonnenen Eindrücken, die nun in seiner Phantasie arbeiteten, daß er vergaß, wo er sich befand. Er ging mechanisch, er wußte nicht, was er tat, als er, bei seinem Hause angekommen, die Glocke für den Hausmeister alarmierte. Er besaß als Arzt, der oft zu Kranken eilen mußte, seinen eigenen Torschlüssel. Erst als er die Glocke selbst hörte, erwachte er aus dem Sinnen und bemerkte seine Zerstreutheit. Er schloß auf, erwartete drinnen den Hausmeister, bis der verschlafen mit der Laterne aus seiner Hofwohnung kam. Er gab dem Manne den Sperr-Sechser, ohne ihn über den Irrtum aufzuklären, und stieg zur Wohnung empor.

Wie es Morners Gewohnheit war, blieb er noch im Sprechzimmer am Schreibtisch sitzen, ohne Licht zu machen.

Naubers Spiel, des Grafen Gespräch mit der Baronesse, all das ging ihm im Kopf herum. Er befand sich sozusagen in einer seligen Stimmung. Sein Geist schien ihm jetzt in außergewöhnlicher Art fähig zur Aufnahme des Großen, Schönen, Erhabenen. Und ihn erfüllte die Ruhe. Ob nun eine neue Lebensepoche für ihn beginnen sollte? Ob er nun von der Nüchternheit, Unzufriedenheit, Blasiertheit genesen sollte!

Berta Morner weckte am folgenden Tage den Bruder erst, als es schon halb acht Uhr und er noch nicht zum Frühstück erschienen war. Sie wußte, daß er schlecht geschlafen vorige Nacht — die Ruhe tut ihm gut, dachte sie. Um ein Viertel vor acht Uhr kam er. Sie war eben im Speisezimmer.

„'n Tag."

„Guten Morgen, Hans."

„Warum hast Du mich nicht geweckt, Berta, es ist schon acht Uhr! Du weißt doch, daß ich immer unzufrieden bin, wenn ich spät erwache und den schönen Morgen verschlafen habe."

„Oh, die Ruhe tut Dir gut."

„Bei zu viel Ruhe verfault der Geist."

Berta schwieg; sie kannte diese Morgenstimmungen des Bruders. Still bediente sie ihn und trank mit ihm Kaffee, denn allein wollte er nicht frühstücken. Bald hatten sie den Morgenimbiß beendet, ohne ein Wort zu sprechen. Er stand auf und wandte sich nun an Berta:

„Um neun Uhr ist die Operation im Sanatorium?"

„Ja."

„Ist alles schon draußen?"

„Gestern abend, als Du fort warst, kam noch jemand, die Instrumente zu holen."

„Mach Dich also bereit für neun Uhr, ich besorge noch meine Briefe."

„Ja."

„Der Wagen ist doch bestellt?"

So fragte er immer nach Dingen, die doch Berta, wie er schon wußte, aufs genaueste besorgte.

Am Nachmittag warteten schon viele Patienten, als Morner spät zum Mittagessen kam. Er war blaß, aus seinem Munde drang bei jeder Ausatmung ein starker Geruch von Chloroform, da er am Morgen bei der Narkose so lange die Gase des Schlafmittels einatmen mußte. Der Kopf schmerzte ihn noch. Als um 5 Uhr die letzte Patientin ihn konsultiert hatte, mußte er seine Kranken besuchen. Es war 9 Uhr, als er wieder daheim anlangte. Das Nachtmahl war bereit. Morner kleidete sich um und setzte sich mit der Schwester zum Essen.

Nach dem Essen ging er in seine Stube. Er war sehr müde, wollte aber doch noch etwas lesen. Auf dem Diwan liegend, rauchte er eine Zigarre und hing Gedanken nach.

Wo war nun die Stimmung hingeflogen, die ihn gestern beim Konzert über die kleinlichen Aergernisse und Berufssorgen so hoch erhoben hatte? Nichts mehr war davon in ihm. Das Hasten vom frühen Morgen bis jetzt verscheuchte die schönen Geister, die gestern Einzug gehalten hatten. Die kahle Wirklichkeit umgab ihn wieder. So wird es ihm immer gehen: Mühe und Arbeit, aber keine Genußfreuden. Er war müde, aber es drängte ihn, sich wieder aufs Rad zu setzen und — ach, Wahnsinn. Aber es kam wie ein Fieber über ihn, packte seine ruhige Ueberlegung und trieb sie fort. In einem Satz war er auf dem Rad und fuhr nach der Villa Ester.

In der Allee am Gitter der Villa beim herzoglichen Park stieg er ab und spähte hinüber in den stillen Garten, wo hinter Bäumen, Hecken und Büschen das weiße Haus in nächtlicher Stille lag. Sein Herz klopfte — er wußte kaum, was er tat, als er versuchte, die Pforte mit dem geheimen Schloß zu öffnen, wie es ihm die Baroneß gezeigt hatte. Er erschrak, als das Gitter sich wirklich öffnen ließ. Hastig zog er die Pforte wieder ins Schloß — wie sein Herz klopfte, als wäre er über einem Versuch zum Einbruch ertappt worden. Als verfolgten ihn die Häscher, stieg er aufs Rad und sauste wieder davon.

Bald war er zu Hause angelangt. Er klagte sich an, eine Verrücktheit begangen zu haben, nahm ein kaltes Bad und legte sich dann zu Bett. Doch er fand den Schlaf nicht. All seine Gedanken waren bei Lydia. Nicht nur Verehrung des seltenen Geistes und vornehmen Wesens der Baronesse erfüllte ihn. Nein, noch ein viel Stärkeres hatte ihn gepackt. Die Schönheit des herrlichen Weibes brachte sein Blut und seinen Geist in Aufruhr. In bezückenden Farben strahlte das Bild der Herrin in der Villa vor seinen Augen. Aber er sah keinen Ausgang, kein Ziel. Nicht mehr der große Schmerz um das Entsagenmüssen, wie bei seiner ersten Liebe, marterte ihn. Es war ein viel schwereres, es war ein fürchterliches Ringen bis zum Ermatten zwischen seiner Vernunft und seinen Herzenswünschen. Immer kühner wurden die Pläne, Wünsche, Forderungen, Hoffnungen — da, wie ein Hagelschlag in die Frühlingspracht, rief die Vernunft! Und er erkannte in der Stimme der Unbeugsamen die Stimme Lydias, die ihm liebenswürdig, aber kühl begreiflich machte, daß der gern gesehene Gast Morner sich keinen wahnwitzigen Hoffnungen hingeben dürfe . . .

VII.

Die Hofrätin Holding zupfte an ihrer Tochter Mizzi herum, die zum Ausgehen bereitstand. Sie hielt ihr, wie schon gestern, einen langen Vortrag über den Brautstand. Mizzi war nämlich „geheim verlobt" mit Retten. Niemand wußte von der Verlobung. Der pensionierte Hofrat mit dem „Kopfleiden", der schon lange Jahre dahinsiechte, nahm von seiner Umgebung so wenig Notiz, daß er gar nicht mehr in Betracht kam bei der wichtigen Angelegenheit. Die vielen Bekannten ahnten auch nichts von dem, was bevorstand. Die Hofrätin, obschon sie eine so feine Nase hatte, wurde förmlich „überrumpelt" von Retten, als er gestern bei ihr um Mizzis Hand anhielt. Sie war aber glücklich — und erst ihre Tochter. Weil die Rätin immer etwas zu lamentieren hatte, klagte sie wieder:

„Maria Joseph! Nun muß er natürlich ein anderes Zimmer mieten, denn als Verlobter därf er doch nit da wohnen, Mizzi."

„Ach, Mama, wir heiraten doch bald. Vorläufig weiß's ja noch kein Mensch, drum soll's g'heim bleib'n — er werd denn schon a Wohnung krieg'n."

„Gott! Wenn's nur scho wär. Daß ich wieder so an anständigen Herrn für die Zimmer vom Retten hät."

„'s wird scho wer'n, Muatterl."

„Ja, ja. Und der arme Papa."

„Lamentier net, i bitt Di, Mama, sein mer doch z'fried'n."

„Ja, ja! I mein nur."

Mizzi betrachtete sich im Spiegel. Ihr neues Kleid saß ausnehmend gut. Sie setzte den Hut auf den blonden Kopf und zupfte die gekräuselten Haare an der Stirn hervor.

„'s is aber wirklich net recht, daß ihr schon allein z'sammen ausgeht, Kind."

„Na, begleit'n wird er mi doch derf'n — i bitt!"

Es klopfte.

„Herein!"

Retten kam Mizzi abholen.

„Da bist ja, Edi!"

„Ja, gehen wir gleich. — Du bist aber a sauberes Deandl, hör!"

„Gel', i g'fall D'r?"

„Na und ob."

Die Hofrätin betrachtete mit stolzer Freude das Paar, das sich schnell geküßt hatte, dann mußte sie aber doch noch mütterlich mahnen:

„Net wahr, ihr geht's aber doch net so zu sehr unter die Leut z'sammen. Es is weg'n dem G'red."

„Liebe Mama," sprach Retten, „ich werde fein abseits gehen, damit uns ja niemand sieht."

Sie verließen das Haus, und vom Fenster aus blickte die Mutter ihrer Einzigen, glücklich lächelnd, noch lange nach. Sie ahnte nicht, daß Mizzi von ihrem Edi nicht zur Schwester Morners, die nun allein das Haus hütete, weil ihr Bruder seine Ferienreise angetreten, geleitet wurde, sondern zur Baronesse Lydia.

Die sorgliche Hofrätin wollte von dem „emanzipierten Frauenzimmer" nichts wissen. (Fortsetzung folgt.)

Klara Porter, Interlaken. **Nachbarinnen (1912).**

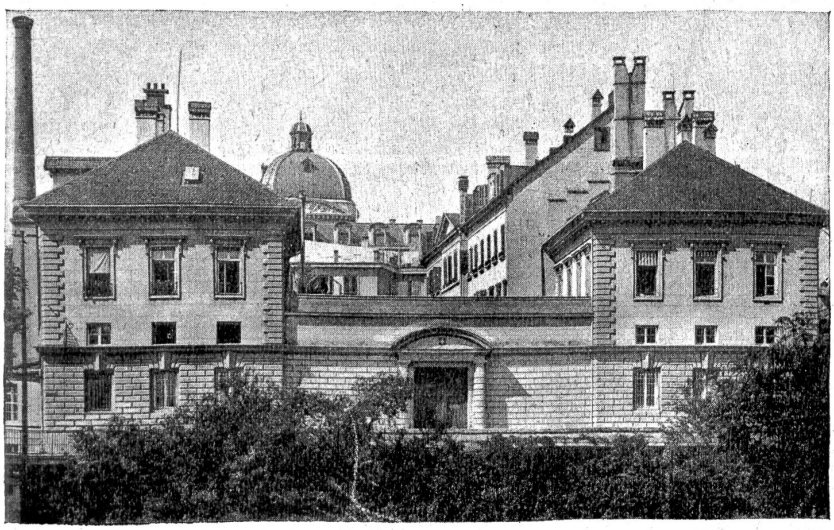
Max Buri's Kunst hat wohl auf niemanden so großen Eindruck gemacht wie auf seine jugendliche Kollegin Klara Porter. Sie ist dann auch einen Sommer lang seine Schülerin gewesen und hat von der Kunst des Meisters eine Förderung erfahren, die sich in ihren Bildern unverkennbar kund gibt. Besonders deutlich erwies sich dieser Zusammenhang, als ihre Bilder an der Nationalen Kunstausstellung in Bern 1914 mit denen des Meisters im gleichen Saale hingen. Wie Buri liebt sie es, Menschen, insbesondere alte, runzelige, behäbige Frauen hinzusetzen und ihre Züge zu studieren. Wie gut sind ihr die drei Frauen auf unserem Bilde gelungen! Jedes Gesicht spricht da eine Lebensgeschichte. Eine Prachtsgestalt ist dieses freundliche Mütterchen in der Mitte der Gruppe. Es spricht eine herzerfrischende alte Menschenfreundlichkeit aus Klara Porters Bilder.

Die Entstehung des Geldes.

Ein Gang durch die eidgenössische Münzstätte in Bern.

Wenn das neugeprägte Geld die Staatskassen verläßt, um seinen Kreislauf im Welttreiben anzutreten, hat es bereits eine geschehnisvolle Geschichte hinter sich. Wir wollen ihr heute etwas nachspüren. Vorerst sei aber in Kürze einiges aus der Geschichte des Münzwesens festgehalten.

Es ist bekannt, daß erst entwickeltere Wirtschaftsformen sich der Münzen als Tauschmittel bedienten. Die primitive Naturalwirtschaft vermochte sich mit dem gewöhnlichen Tauschhandel sehr wohl zu behelfen. Bei wenig entwickelter Arbeitsteilung war es nicht schwierig, auf dem Wege des Tausches seinen Lebensbedarf zu decken. Was z. B. der Jäger an Wild zu viel hatte, tauschte er beim Ackerbauer gegen Feldfrüchte ein. Mit fortgeschrittener Arbeitsteilung aber gestaltete sich der Tauschhandel schwieriger, und man sah sich gezwungen, ein Tauschmittel auszuwählen, für das jedermann Nutzen und Verwendung fand. So näherte man sich allmählich dem heutigen Wertmesser, dem Gelde. Zur heutigen geprägten Münze führte aber noch ein weiter Weg. Ja, es gibt noch heute große Ländereien, in denen man das geprägte Geld nicht kennt. Bekannt sind die Schalen der Kaurischnecken, die im Sudan als Wertmesser Verwendung finden. Auf einen Franken gehen gegen 2000 solcher kleiner Schalen.



Die alte Münze in Bern.